

Hermsdorf – am Rande der Halber Kesselschlacht

Erinnerungen von Wally Kupke aus dem Frühjahr 1945

Karin Draßdo

Hermsdorf, das ist das kleine Örtchen, östlich der Dahme gelegen, zwischen Prieros im Norden und Märkisch Buchholz im Süden. Von Hermsdorf bis zur Hermsdorfer Mühle an der Dahme sind es zwei Kilometer, bis nach Münchehofe gut drei Kilometer. Der Ort, 1448 zum ersten Mal urkundlich erwähnt, ist von Wald umgeben, genauer gesagt von großen Kiefernforstungen. Königliche Forst Hammer und Staatsforst Klein Wasserburg, so



sind die Wälder in älteren Landkarten ausgewiesen. Nur östlich des Ortes öffnet sich der Blick über weite Acker- und Grünlandflächen bis nach Münchehofe. Hermsdorf ist ein Ortsteil der Gemeinde Münchehofe.

Heute ist Hermsdorf ein beschauliches Dörfchen, gelegen in einem Landschaftsschutzgebiet und im Naturpark Dahme-Heideseen. Im Frühjahr 1945, wenige Tage vor dem Ende des Weltkrieges war Hermsdorf inmitten des furchtbaren Kriegsgeschehens der »Halber Kesselschlacht« und der noch folgenden Kriegs- und Nachkriegsereignisse. Der folgende Beitrag von Wally Kupke aus Hermsdorf, aufgezeichnet von Karin Draßdo, soll an diese, nun schon 70 Jahre zurück liegende, Zeit erinnern.



Über die Kesselschlacht von Halbe ist bereits sehr viel geschrieben worden. Von Menschen mit politischem Sachverstand, die die jeweilige militärische Situation detailgetreu und historisch korrekt wiedergeben können; von Soldaten, die im Kessel kämpften und ihre grausigen Erlebnisse nur grob umreißen können, weil die Einzelheiten viel zu furchtbar sind, als dass sie gewillt wären, diese wieder in die Erinnerung zurückzurufen; von Halber Bürgern, die die Hölle der letzten Kriegstage in ihren Kellern miterlebten und Vielem mehr.

Es gibt immer weniger Zeitzeugen, darum halte ich es für wichtig, auch die Erinnerungen derer niederzuschreiben, die vielleicht keine spektakulären Erlebnisse schildern können, die aber genauso Teil des Schreckens jener Zeit geworden sind.

Herr Forstmeister Sommerfeld hatte die Idee und machte mich mit Frau Kupke in Hermsdorf bekannt, die er als Zeitzeugin gefunden hatte. Er gab sich große Mühe, mir als Nachkriegskind die örtlichen Gegebenheiten von damals verständlich zu machen. Er zeigte mir Orte des Geschehens, die inzwischen verlassen oder verfallen sind, gab mir eine detaillierte Karte der Gegend um Halbe und fuhr mit mir die Wege ab, die damals von den Truppen genommen wurden.

Mit diesen Bildern vor Augen und den Worten der Zeitzeugin im Ohr baute sich für mich ein Bild der Geschehnisse rund um Hermsdorf als Teil der Kesselschlacht von Halbe auf, das es mir hoffentlich ermöglichte, den nachfolgenden Bericht mit dem entsprechenden Verständnis und Feingefühl zu formulieren. Für seine Mühe und sein Engagement möchte ich Herrn Sommerfeld an dieser Stelle herzlich danken.

Mein Dank gilt weiterhin Frau Kupke für ihre interessanten Ausführungen und ihre Geduld, mit der sie bereitwillig immer wieder meine Fragen beantwortete.

Hermsdorf

Hermsdorf ist ein kleines verschlafenes Nest, idyllisch gelegen zwischen märkischen Feldern und Wäldern. Wer absolute Ruhe sucht, hier findet er sie. Außer ab und zu einem bellenden

Hund oder einem gelegentlich durchfahrenden Auto, das sofort die Aufmerksamkeit der wenigen Einwohner erregt, wenn es nicht das Fahrzeug eines Hermsdorfers ist, hört man nichts.

In südöstlicher Richtung ist der Blick frei über Felder und Wiesen. In der Ferne sind deutlich die Häuser vom ca. drei Kilometer entfernten Münchehofe zu erkennen. Von allen anderen Seiten ist Hermsdorf von Kiefernwäldern umgeben.



Richtung Westen führt eine schmale Asphaltstraße aus dem Dorf nach Hermsdorf Mühle. Die aus Münchehofe kommende Straße führt nach einer scharfen Linkskurve gerade durch den kleinen Ort, verlässt ihn in südwestlicher Richtung als Sandweg, über den man das etwa drei Kilometer entfernte Märkisch Buchholz erreichen kann, allerdings nur mit einem geländegängigen Fahrzeug oder dem Fahrrad.

Das kleine Haus gleich hinter der Kurve am Ortseingang hat einen gepflegten Vorgarten mit einer schattigen Sitzbank. Als wir klingeln, öffnet uns eine kleine ältere Dame mit einem freundlichen Lächeln und funkelnden wachen Augen. Mit zarter Stimme bittet sie uns in die Veranda. Es ist ein warmer Sommertag, die Verandatür steht weit offen und draußen hört man die Bienen durchs Blumenbeet summen.

Wir nehmen Platz und nachdem unsere Gastgeberin kühle Getränke gebracht hat, bringt mein Begleiter das Gespräch auf den Grund unserer Anwesenheit.

»Hier im Haus haben also damals, fünfundvierzig, die Deutschen ihre Karten ausgebreitet und einen Weg aus dem Kessel gesucht?«

»Ich war damals 18, am 27. April 1945 bin ich achtzehn geworden. Habe den deutschen Offi-

zieren über die Schulter gesehen wie sie auf unserem Tisch die Karten nach einem Ausweg abgesehen haben. Wir waren ja mittendrin im Kessel. Es gab für alle kein Entrinnen. Über Hammer sollte es nach Halbe gehen, dort über die Autobahn, das sollte der Ausgang sein. So war zumindest der Plan. Wer da noch durchgekommen ist ...?«, sagt Frau Kupke.

Sie beendet den Satz nicht. Ihre vorher noch so strahlenden Augen blicken nach innen und verlieren kurz ihren Glanz. Sie scheint nach Worten zu suchen.

Im Kessel

Die deutschen Truppen kamen aus Richtung Fürstenwalde/Storkow, aus Richtung Beeskow und Lübben hauptsächlich auf Hermsdorf und Märkisch Buchholz zu. Das war in den Tagen vom 26. bis 28. April 1945. Es waren mehrere zehntausend Soldaten der Wehrmacht, der SS, Polizeieinheiten und ca. 10 000 Volkssturmlaute (15- bis 17-Jährige und 50- bis 60-Jährige. Dazwischen unzählige Flüchtlinge, Frauen mit Kindern und ältere Menschen. Hinter ihnen die russischen Streitkräfte, die sie immer weiter nach Westen drängten und schließlich einschlossen. – Anmerkung der Autorin)

Frau Kupke erzählt: »Meine Schwestern und meine Eltern waren da noch hier. Wir waren drei Mädels. Die Älteste war 19, ich war die Mittlere und meine jüngste Schwester war 13 oder 14. Meine Eltern waren schon alt. Wir haben das ja nun miterlebt, was sich hier die letzten Tage so zgetragen hat.

Aus Richtung Nordosten kamen da noch etliche »Königtiger«-Panzer durch Hermsdorf. Diese

sollten wohl den Rückzug sichern, die Dörfer verteidigen, gegen die Russen, die täglich näher kamen. Wir hörten das immer lauter werdende Donnerrollen und wussten, dass der Russe nicht mehr weit war.

In unserer kleinen Dorfschule waren Verwundete untergebracht. Die Böden waren mit Stroh ausgelegt. Ich weiß noch, wie wir später die Böden im Schulhaus reinigen mussten. Das Stroh war voller Schmutz und Blut. Irgendwann wurde dann das Hermsdorfer Forsthaus als Lazarett genutzt. Der Förster war mit seiner Familie längst weg.«



Insgesamt mögen in Hermsdorf Mühle und in Hermsdorf so an die 2000 Verwundete gelegen haben. Der weitaus größere Teil allerdings im Landschulheim bei der Hermsdorf Mühle. (Anmerkung der Autorin)

»Es wurden Helfer gesucht, die sich um die Verwundeten kümmern konnten.

Da liegen überall Verwundete, Mensch kommt doch helfen und wenn ihr ihnen nur einen Schluck Wasser bringt, oder so, hieß es. Meine Schwester ertrug den Anblick und das Elend nicht. Mir machte es nicht so viel aus, also half ich bei der Ver-





sorgung der Verwundeten im Forsthaus. Der Küchentisch diente dort als Operationstisch und die Scheune als Krankenlager.

Gleich nebenan war der Friedhof. Da hatte man ein großes Loch ausgehoben und täglich wurden mit der Karre Tote dorthin gebracht. Es roch nach Blut und Verwesung. Wir wussten gar nicht, um wen wir uns zuerst kümmern sollten. Es lagen so viele im Sterben.

Ganz deutlich kann ich mich noch an einen Verwundeten erinnern. Er lag im Flur, die Sanitäter hatten ihn aufgegeben. »Der hat einen Nierendurchschuss, dem können wir eh nicht mehr helfen.« Ich sah ihn dann später wie ein Tier aus dem Haus zur Pumpe kriechen, um etwas Wasser zu trinken. Kurze Zeit später lag er auch auf der Karre zum Friedhof.

Als die Russen näher rückten, fassten meine Eltern den Entschluss, mit Pferd und Wagen ein



Versteck im Wald bei Streganz aufzusuchen. Dort hatten wir einen kleinen Bunker angelegt, drum herum war ein Stückchen Wiese und auch Wasser, das zur Not auch zum Trinken geeignet war. Sie hatten einen Kriegsgefangenen aus Polen bei sich, der hatte vorher wohl in Märkisch Buchholz gearbeitet, wurde dann dort nicht mehr gebraucht und weil mein Vater alt und wir nur drei Mädels waren, kam er dann auf Anfrage meines Vaters als Hilfe auf unseren Hof. Er war sehr nett und hilfsbereit.

Um den Hof nicht unbeaufsichtigt zu lassen, sind wir älteren Mädels zu Hause geblieben. Also zogen meine Eltern mit Pferd und Wagen, meiner kleinen Schwester und dem Polen Richtung Streganz. Wenn es schlimmer wird, wollten wir nachkommen. Das war am Mittwoch.

Meine Eltern waren nicht lange fort, da kamen zunächst unsere Truppen auf dem Rückzug durch Hermsdorf. Es wurden alle Türen aufgerissen, nach Essbarem gesucht. Ein Schwein wurde geschlachtet, Holz wurde geholt zum Feuer machen und so weiter und so fort. Es war normal, dass sich die Truppe in diesem Chaos nahm, was sie brauchte. Klare Strukturen gab es sowieso nicht mehr.

Aber wir jungen Mädels fühlten uns sehr bald mit dieser Situation überfordert und so fasste ich den Entschluss, die Eltern zurückzuholen. Meine Schwester blieb zu Hause und ich trabte los, Richtung Streganz.

Die Eltern waren einverstanden, zurückzukommen und begannen alles wieder auf den Wagen zu laden. Ich machte mich inzwischen wieder auf den Heimweg, um meine Schwester nicht so lange alleine zu lassen. Ich war vielleicht so auf halbem Wege, da ging es los. In Richtung Münchehofe konnte ich sehen, wie die Russen Abschnitt für Abschnitt bombardierten. Je näher ich Hermsdorf kam, um so schrecklicher wurde es. Ich bewegte mich am Waldrand entlang. Überall waren Bunkerlöcher. Immer wenn die Flugzeuge näher kamen, schrie es irgendwo »Deckung«. Wenn die Flugzeuge vorbei waren, ging es weiter. Das Ganze fing so nachmittags gegen 3 Uhr an und dauerte, bis es dunkel wurde. Stück für Stück, ständig voller Todesangst, näherte ich mich meinem Heimatort.«

Der Russe rückt ein

»Als ich in Hermsdorf ankam, brannte es überall. Unser Haus war zwar durch etliche Naheinschläge stark beschädigt, aber zum Glück brach kein Feuer aus. Viele andere Häuser in Hermsdorf waren niedergebrannt. Ich kann mich noch erinnern, wie viel Glück wir hatten, als eine Splitterbombe in das Dach einschlug und auf den Dachbalken traf. Dort explodierte sie dann. Wenn der Dachbalken sie nicht abgefangen hätte, wäre sie durch das Dach in die Küche gelangt und hätte uns getötet.

Meine Eltern kamen bald zu Hause an und wir versteckten uns alle im Keller. Dort harreten wir nun der Dinge, die da auf uns zu kamen. Zurück ins Versteck im Wald konnten wir nicht mehr. Entweder man übersteht es oder man geht drauf. So einfach war das. Es gab kein Wenn und Aber. Es gab kein Entrinnen. Der Keller füllte sich immer mehr mit schutzsuchenden Menschen, leicht verwundeten Soldaten und vor allem Flüchtlingen.

Der Beschuss schien eine Ewigkeit zu dauern. Stunde um Stunde kämpfte jeder mit seiner Angst und der Hoffnungslosigkeit. Eine Situation während des Beschusses ist mir noch in besonders deutlicher Erinnerung. Da kam ein Mann mit einem Gespann, mit zwei Pferden dran. Er wollte die Pferde an unserer Pumpe tränken. Immer wieder riefen ihm Leute aus dem Keller zu: »Mensch geh in Deckung!« Er pumpte aber immer weiter, trotz Beschuss, bis plötzlich die Pferde da lagen, beide tot. Er hat es zum Glück überlebt.

Irgendwann war dann der Beschuss vorbei und die Russen waren im Dorf. Deswegen ging es uns aber noch lange nicht besser.

Wir hatten uns in der Waschküche verbarriadiert, aber die Russen schlugen die Tür mit der Axt ein. Zunächst suchten sie nach Wertsachen. Was ihnen gefiel, wurde uns abgenommen. Ich hatte noch einen Bruder, der war 1944 in Russland gefallen. Wir hatten einige persönliche Dinge von ihm zurückbekommen, unter anderem eine Uhr. Die haben uns die Russen auch weggenommen. Darüber war meine Mutter damals sehr verzweifelt. Dabei konnte man immer noch froh sein, wenn sie uns nur die Wertgegenstände abgenommen haben. Viel größer war die Angst um Leib und Leben. Ständig lebten wir in der Angst, erschossen zu werden.

Besonders schlecht erging es den Frauen. Ich hatte wie durch ein Wunder immer Glück, aber meine Schwester leider nicht. Ich kann mich noch sehr deutlich an eine Nacht erinnern. Wir hatten zuvor unser Bettzeug im Keller. In der ersten Nacht, in der wir es wieder wagten, in der Wohnung zu schlafen, passierte es dann. Wir hatten einen zugelaufenen Bernhardiner, ein verwaister Flüchtlingshund, der die Russen nicht leiden konnte, weil sie ihm übel mitgespielt hatten. Sein lautes Knurren warnte uns, als sich die Russen näherten. Ich kroch bei meinem Vater unter die Decke. Ich dachte, wenn einer kommt, sieht er nur einen alten Mann im Bett liegen und geht wieder. Die Russen kamen herein und meine Schwester sprang aus ihrem Bett, lief ins andere Zimmer und versteckte sich im Kleiderschrank. Als ich hörte, wie die Russen sie aus dem Schrank zerrten, kroch ich zitternd bei meinem Vater unters Bett, fühlte mich dort aber auch nicht sicher und rannte in die Waschküche. Dort versteckte ich mich auf dem Backofen. Mich hat in jener Nacht zum Glück niemand gefunden. Aber das Leid meiner Schwester war groß. Doch es konnte ihr niemand von uns helfen, man wäre erschossen worden. Jeder versuchte für sich alleine, mit der ständigen Bedrohung fertig zu werden und die eigene Haut zu retten. So ist das eben im Krieg. Hätte ich das nicht selbst erlebt, würde ich es wahrscheinlich auch nicht verstehen können.

Allerdings muss ich gerechterweise sagen, dass es durchaus auch vorkam, dass ein Russe von den eigenen Leuten an Übergriffen gehindert wurde. Ich weiß noch, einmal gesehen zu haben, dass ein russischer Posten einen eigenen Mann mit dem Gewehrkolben schlug, als dieser versuchte, sich meine Schwester zu greifen.

Viele Opfer, besonders unter Kindern und Jugendlichen, forderte die von den Russen veranlasste Munitionsräumung. Sie mussten herumliegende Munition einsammeln und auf große Haufen legen. Da kam es schon mal vor, dass etwas ins Rutschen kam und explodierte. Viele sind dabei, noch lange nach dem Krieg, ums Leben gekommen oder schwer verletzt worden. Wir waren eben die Besiegten und mussten tun, was die Sieger sagten. Es dauerte noch den ganzen Sommer, bis diese rechtlose und gefährliche Zeit für uns vorbei war.«



Teupitz

»Nach Abzug der deutschen Truppen wurden die Verwundeten und das Sanitätspersonal den Russen hinterlassen. Auf Veranlassung der Russen wurden dann alle Verwundeten aus der Försterei nach Teupitz ins Lazarett gebracht. Deutsche Sanitäter sagten zu uns Mädels, wir sollten doch mit nach Teupitz gehen, ehe wir den Übergriffen der Russen weiterhin ausgesetzt sind. Außerdem wurden dort noch dringend Leute gebraucht. Da ab dem 1. Mai 1945 auch die von den Russen eingerichteten Lazaretts dem DRK angegliedert wurden, war davon auszugehen, dass im Lazarett Teupitz relative Sicherheit für uns herrschte.

Meine Eltern wollten mich nicht gehen lassen. Aber meine Schwester riet mir dringend zu, diese Gelegenheit zu nutzen. Wenn sich ihr die Gelegenheit bieten würde, wollte sie nachkommen. Nachgekommen ist sie erst viel, viel später. Aber nicht um zu helfen, sondern um zu sterben. Sie war an Diphtherie erkrankt und kam nach Teupitz ins Krankenhaus. Am 6. Juni 1945 starb sie dort. Aber das ist eine ganz andere Geschichte.

Ich zog also mit den Verwundeten mit nach Teupitz. Unser Weg führte uns über Hermsdorf Mühle. Ich werde nie vergessen, wie es an diesem Weg aussah. Ich war ja dort seit meiner Rückkehr von Streganz nicht mehr vorbeigekommen. Es lag

alles voller toter Tiere und Menschen. Das Schlimmste war aber der Geruch. Ich bildete mir ein, diesen fürchterlichen Geruch dort noch Jahre später wahrzunehmen. Weiter ging es dann über Klein Köris nach Groß Köris und schließlich nach Teupitz. Bereits in Klein Köris glaubte ich in eine andere Welt zu kommen. Es sah aus, als wäre dort nie Krieg gewesen. Dort hatten anscheinend keine Kampfhandlungen stattgefunden.

Im Teupitzer Lazarett hatte ich dann die Aufgabe, mich um die Schwerverwundeten zu kümmern. Ich war ja aus Hermsdorf schon einiges gewöhnt, aber in Teupitz waren es viel, viel mehr Verwundete, viel, viel mehr Elend, kaum zu ertragen. Ich kann mich zum Beispiel erinnern, dass auf dem Flur vor dem OP Eimer mit amputierten Gliedmaßen standen. Es war ein furchtbarer Anblick und ich weiß noch, wie groß die Verzweiflung bei vielen der von mir zu pflegenden jungen Soldaten war, als sie feststellen mussten, dass ihnen Arme oder Beine fehlten.

Aber in all dem Grauen sucht der Mensch nach etwas, das ihm Freude bringt. So ein kleiner Lichtblick war ein Russe, der oft morgens auf dem Turm Trompete blies. Sie nannten ihn den Trompeter von Säckingen. Er blies wunderbar und alle hörten ihm gerne zu. Das waren Momente des Vergessens, Momente der Hoffnung.

Ein großes Problem war auch die Versorgung mit Lebensmitteln. Aus Kartoffelschalen und Brennnesseln wurde Wassersuppe gekocht. Etwas anderes gab es kaum noch. Um unseren Speiseplan etwas zu verbessern, borgte ich mir bei Verwandten in Schwerin ein Fahrrad und radelte nach Hermsdorf, um bei meinen Eltern ein paar Lebensmittel zu besorgen. Große Sorge hatte ich natürlich, dass man mir unterwegs das Fahrrad



und auch die Lebensmittel wegnehmen würde. Aber wieder einmal war das Glück auf meiner Seite und ich brachte das Fahrrad zurück zu meinen besorgten Verwandten und die Lebensmittel heil nach Teupitz.

Etwa Ende Juni kehrte ich nach Hause zurück. Nun galt es, gemeinsam mit meinen Eltern unser Zuhause wieder aufzubauen und zu einem normalen Leben zurückzufinden.«

Frau Kupke atmet tief durch und sucht nach abschließenden Worten:

»Wissen Sie, es gibt nichts Schlimmeres als Krieg, wenn Menschen anderen Menschen so viel Leid antun. Am Ende bleibt doch keiner verschont. Es ist nur gut, dass jetzt alles wieder so friedlich ist.«

Nach kurzem verlegenem Schweigen bedanken wir uns bei ihr für die Zeit, die sie sich genommen hat und bitten wiederkommen zu dürfen, wenn wir noch weitere Fragen haben. *»Selbstverständlich!«* sagt sie und begleitet uns in den Garten. Ja, es ist wirklich wunderbar friedlich. Die Sonne scheint und in der Mittagshitze ist es fast unheimlich still. *»So ein schönes Wetter hatten wir damals auch«* sagt Frau Kupke, *»nur es konnte sich niemand daran freuen bei all dem Leiden und Sterben.*

Wally Kupke



geboren 28. April 1927
gestorben 14. Oktober 2014

